

Ines Geipel

# Zensiert, verschwiegen, vergessen

Autorinnen  
in Ostdeutschland  
1945–1989

Artemis & Winkler

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2009 Patmos Verlag GmbH & Co. KG

Artemis & Winkler, Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten.

Autorenfoto Umschlagklappe: © Bernd Lammel

Umschlagmotiv von links nach rechts: Inge Müller, Susanne Kerckhoff,  
Sylvia Kabus, Eveline Kuffel, Gabriele Stötzer, Jutta Petzold.

© Foto Müller: Akademie der Künste, Berlin.

Fotos Kerckhoff, Kabus, Kuffel, Stötzer, Petzold: © privat.

Umschlaggestaltung: init . büro für gestaltung, Bielefeld

Printed in Germany

ISBN 978-3-538-07269-5

[www.artemisundwinkler.de](http://www.artemisundwinkler.de)

# Inhalt

Vorwort 7

## **Prolog**

*Aber national fühle ich durchaus*  
Ricarda Huch 13

## **Die Stunde Schuld**

*Dass wir uns nie wieder so allein lassen*  
Susanne Kerckhoff 29  
*Schreibt mir keinen Trost*  
Edeltraud Eckert 48  
*Ich schrieb ja nichts Politisches*  
Ursula Adam 67

## **Das Projekt der Spaltung**

*Ich habe kein Land außer einem*  
Inge Müller 93  
*Nichts als das Bröckeln des Steiges*  
Eveline Kuffel 119  
*Auf die Wanten!*  
Jutta Petzold 143

## **Eine andere, kleinere Welt**

*Ich eine Puppe*  
Hannelore Becker 161  
*Wörter, Wörter, Wörter und Wut*  
Heidemarie Härtl 176

## **Heimchen DDR, Heimsuchung DDR**

*Ein Skelett, eine Traube, ein Vieh*

Gabriele Stötzer 207

*In der Stummheit der Häuser*

Sylvia Kabus 226

*Alles ist gegangen bevor*

Raja Lubinetzki 239

## **Epilog**

*Ein Stück Antarktis auf dem Rückflug* 251

## **Anhang**

Kurzbiografien 259

Anmerkungen 268

Literaturhinweise 279

Bildnachweise 281

Register 282

Danksagung 287

## Vorwort

Mit den spröden Gedichten von Inge Müller fing es an, mit der Frage, wie sie das gemacht hatte, das Atemknappe, die seltsame Spannung in ihren Versen. Und wer war diese Frau überhaupt – der Textgeist eines Dramatikergurus, die schwarze Schöne neben ihm, die Kriegsfrau mit Akkordeon? Heiner Müller in Kreuzberg, Muskauers Straße, an dem Tag, als er die Diagnose Krebs erhielt. Die Unruhe im Haus und seine feine Stille. Das Sitzen nur Minuten später in seiner Bibliothek, im Rücken die Bücherfront, vor mir die »Wunschzettel des Autors« an der Wand. Auf dem langen Archivtisch der mickrige Nachlass von Inge Müller. Bis auf die frühen Texte von ihr war nichts da. Kein einziges ihrer späten Gedichte, keine Prosa, keins ihrer letzten, malträtierten Blätter. Wo war das alles?

Das Nichtvorhandene als Imaginationsraum. »Interessant ist, was schmerzt und was verschwindet«, wusste Heiner Müller. Aber was fehlte eigentlich? Die Texte? Ein Stück Leben? Meine Beziehung zu einer Zeit, die aus viel Hoffnung, Illusionsschuld, Lüge und Schweigen bestand? Der Text als Leerstelle. Oder die Leerstelle als Text? Doch wie das erzählbar machen, was es nicht gegeben hatte, nicht geben sollte? Wie von Ursula Adam, Rolf-Gerhard Wenzel, Jutta Petzold, Eveline Kuffel, Gustav Leuteritz, wie von all den anderen sprechen, die im offiziellen Literaturraum der DDR keinen Platz erhielten? Warum hatte es sie nicht gegeben? Wer waren sie? Wo sind sie abgeblieben?

»Ich wollte an die Kunst glauben als außerstaatliche Lebensqualität.« Ein Satz der Dichterin Gabriele Stötzer aus den achtziger Jahren der DDR. Er wurde der rote Faden für das Buch. Das Beharren auf einer Literatur ohne Staat, auf Unangepasstheit, Individualität, auf eigener Sprache, eigenen Stoffen und Ästhetiken. Aber was bedeutete das alles? Wie sah das Leben nach so einem Nein aus? Wo verliefen

die Fronten? Wo standen die unterschiedlichen Palisaden der Zensur, und wohin verschoben sie sich über die Zeiten? Mit welchen Konflikten waren literarische Verweigerungen verbunden? Wie erging es den Widerworten, und wie verliefen Schreibgenesen, die ohne Resonanz, ohne Korrektur, ohne Publikum bestehen mussten?

Wer in einer Diktatur schreibt, tut das unter besonderen Bedingungen und weiß, dass Sprache in ihr extrem behandelt wird. Doch waren sich die, die ohne Staat schrieben, über das Hautenge zwischen Leben und Text tatsächlich im Klaren, über die Härte der Zugriffe, das Risiko und Hochpolitische ihrer Selbstbehauptungen? Die Dichterinnen dieses Buches sind Chronistinnen eines Systems, das sich das Recht herausnahm, darüber zu entscheiden, was öffentlich gedacht, publiziert, repräsentiert wird. Wer vergibt dieses Recht? Wer darf sagen, was Kanon einer Literatur, was Kultur und Gedächtnis eines Landes ist? Wer besetzt die Begriffe, wer macht die Leitbilder? Vor allem aber, wie hält man es damit, wenn ein solches Regime verschwunden ist?

Es ist an der Zeit, dem anderen Gesicht einer Literatur, bei der man sich angewöhnt hat, sie als historisch und sortiert zu betrachten, konkretere Kontur zu geben. Borges' Satz »Die bloße Möglichkeit für ein Buch ist hinreichend für sein Dasein« schien mir zu dürfen. Ich hatte Sehnsucht nach den Wünschen, dem Hunger, dem Beharren, dem Schmerz, den Fehlern, den Gedanken und Sätzen derer, über die ein Staat entschieden hatte, dass sie ohne öffentliche Stimme bleiben sollten.

Neue Namen, neue Texte, neues Material bieten die Möglichkeit, den Blick zu wenden. Bei Drehungen dieser Art kann es zu Verstörungen kommen. Der eine oder andere wird vielleicht traurig werden und sagen: Das ging aber meist nicht gut aus. Es stimmt: Das ging des Öfteren nicht gut aus. Die DDR war kein Märchen. Insofern sind die zwölf Porträts auch ein Bericht über enormen Druck, die Paranoia eines Regimes und die rigide Vernichtung von kreativem Potential. Doch in erster Linie handeln sie von zwölf Dichterinnen, die sich nicht normieren ließen, sich in ihre Zeit stellten, ihre Lebendigkeit verteidigten, um ihre Stimme und ihren Ausdruck kämpften

und unter harschen Verhältnissen eine Literatur bar jeder Moden  
schrieben.

Das ist ein Anfang, die Blickschneise in einen noch verdunkelten  
Raum.

Ines Geipel im Januar 2009





# Prolog



*Aber national fühle ich durchaus*  
Ricarda Huch



Jena, 3. Oktober 1947, Oberer Philosophenweg 72: ein kalter Spätvormittag, etliches Gepäck im Flur, ein letzter Blick durchs Fenster zum geliebten Jenzig, dem spitzgiebligen Kalkberg gegenüber. Die 83-jährige Ricarda Huch, Schriftstellerin und promovierte Historikerin, nimmt Abschied, verschließt ihr Haus am Hang ein letztes Mal. Seit dem 1. September 1939 hatte sie hier gelebt, in diesem Wunschrefugium mit Garten, das Halt gab in einer Zeit, die aus Hitler, Not, Bomben, Chaos bestand. Nur einen Blick noch, von oben, über die Stadt. Elf Jahre war sie hier. Elf Jahre sind viel Zeit. Stadtkirche, Universität, Kernberge. Goethe, Schiller, Novalis, Fichte, Tieck – ihre »Wunderländer«, in denen die Dichterin sich vor allem heimisch fühlte. »Café Puhlver« am Holzmarkt, das »Paradies« an der Saale, »Weinstube Göhre«, wo sie sich mit Freunden einmal pro Woche zum Jour fixe traf, in ihrer »Verschwörergesellschaft«, die Politik und Kochrezepte, Kunst und Liebhabereien gleichermaßen auf die Tagesordnung setzte. Für die Frau mit den mokant-fordern den Habichtsaugen ein überlebenswichtiges Beziehungsnetz, das sie mit Esprit, Stil, Wärme und Humor zu knüpfen wusste. Am Stammtisch mit dabei der Altphilologe Friedrich Zucker, Rektor der Universität, der Soziologe Franz Jerusalem, der Theologe Gerhard von Rad, der Betriebswirtschaftler Ernst Pape oder die Juristen Heinrich Gerland und Hermann Schultze von Lasaulx.

Ricarda Huch und Jena – das waren auch die täglichen Spaziergänge über den nahe gelegenen Johannesfriedhof, die regelmäßigen Bibliothekszeiten, das Endlosanstehen auf dem Wochenmarkt, der Lebensbaum und die wilden Rosen im Garten, das vormittägliche Schreiben in ihrer »Baracke« – dem einzigen beheizbaren Raum im Haus – oder die Nachmittage mit Enkel Alexander. Als Anfang 1938 gegen sie und ihren Schwiegersohn Franz Böhm, der an der juristischen Fakultät der Universität unterrichtete, ein Verfahren wegen Verstoßes gegen das sogenannte »Heimtückegesetz« – ein 1934 erlas-

senes Gesetz »gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniform« – aufgenommen wurde, sah sie die Stadt mit einem Mal auch als politischen Kampfplatz. Das Prozedere, das auf einen Eklat beider mit Richard Kolb, dem Lehrbeauftragten für »Wehrphilosophie« an der Universität und zugleich SS-Hauptsturmführer, zurückging, zog sich über drei Jahre hin und bedeutete stundenlange Verhöre, massive Angriffe durch die nationalsozialistische Presse, im März 1938 den Entzug der Lehrtätigkeit für Franz Böhm, aber auch zunehmende Publikationsschwierigkeiten für Ricarda Huch selbst.

Die Stadt, wie sie schrieb, war »eine harte Nuss«, deren Geist penetrierte. Konnte sie dem Druck länger standhalten? Immerhin gab es die Familie und das kleine Haus auf der Höhe. Beides half, zur nötigen Balance fürs Schreiben zurückzufinden. Hatte Ricarda Huch in Jena ursprünglich ihr Lebensresümee ziehen und unter der Aura ihrer »Wunderländer«, mit Hilfe der örtlichen geistigen Behaglichkeitspolster, an einer Autobiografie arbeiten wollen, musste sie sich bald eingestehen, dass es nicht die Zeit der wohligen »Samtjäckchen« war. Drei Jahre lang hatte sie den üblen Attacken im sogenannten »Heimtücke«-Verfahren Paroli zu bieten, bis es schlussendlich eingestellt wurde. Darüber hinaus war Krieg. An Weihnachten 1943 notierte sie über die mit Angst und Chaos aufgeladene Atmosphäre in der Stadt: »Man hofft eben gar nichts mehr, fürchtet nur noch.« Zugleich schrieb sie, dass ihre Familie bisher »mit grauen, blauen und braunen Augen« durch die Alarm-Zeit gekommen sei.

Zu dieser Art Glück gehörte auch der 18. Juli 1944, ihr achtzigster Geburtstag, den sie im Philosophenweg 72 und im Garten der Nachbarn Dahlet üppig feierte. Die Jubilarin: »Es ist wie in Pestzeiten – am Rande des Abgrunds sind die Feste am lautesten.« Von Berlin aus hatten sie an ihrem Ehrentag wohlbedachte Umklammerungsversuche erreicht: Hitler schickte ein Glückwunschtelegramm. Der »Völkische Beobachter« würdigte in dicker Aufmachung. Eine offizielle Festschrift erschien. Im Namen von Goebbels und der Heimatstadt Braunschweig wurde ihr der mit 30 000 Mark dotierte Wilhelm-Raabe-Preis verliehen. Eine wie sie, die sich bereits im April 1933

strikt gegen die neue Macht gestemmt hatte und »erhobenen Hauptes«, dabei mit der Frage »Wie man denn Jude werden könne?« aus der Preußischen Akademie der Künste ausgetreten war, hätte man liebend gern auf der eigenen Seite gehabt. Doch das Objekt politischer Begierde wusste sich solcher Anliegen auf seine Art zu entziehen. Einen Tag nach dem großen Sommerfest verfasste Ricarda Huch ihr Dankschreiben an Hitler, in dem sie die Anrede »Mein Führer« und den Gruß »Heil Hitler« tunlichst vermied. Das Raabe-Preisgeld nahm sie, peinlich berührt, doch aus Not, an: »Ich empfinde es als einen Flecken auf der Ehre, den ich nicht auslöschen kann.«

Aus »Tag in Jena 1945«

Der volle Alarm folgte dem Voralarm schnell, wir mussten sogleich in den Keller. Dort war es eiskalt trotz des elektrischen Öfchens, für das Frau von Haller gastlich gesorgt hatte. Mich umwickelte sie mit Pelzen und Decken und war darauf bedacht, dass jeder einen bequemen Platz hatte. Nur Dr. Horstmar – gottlob war er da! – setzte sich nie; er stand im Pelzmantel nahe bei der Tür und ging von Zeit zu Zeit hinauf, um die Radiomeldungen in bezug auf die Flieger zu hören und sich draußen umzusehen. Waren alle da? Die junge Hausangestellte meldete, dass die Studentinnen, die im obersten Stockwerk wohnten, denn Frau von Haller hatte mehrere Zimmer ihres großen Hauses abgeben müssen, sich weigerten, herunterzukommen, sie bereiteten sich für das auf die nächsten Tage angesetzte Staatsexamen vor und wollten darin nicht gestört werden. »Der leere Fliegeralarm stört sie nicht«, sagte meine Tochter, »wohl aber ein geistvolles Gespräch. Ein Kompliment an Sie, Dr. Horstmar.« – »Oh, ich unterschätze meinen geringen Beitrag zur Unterhaltung nicht«, sagte Dr. Horstmar, »jedenfalls verspreche ich, mäuschenstill zu sein.« – »Bewahre«, rief Frau von Haller, »die Mädchen können ihren eigenen Keller haben und dort lernen und sich gegenseitig abfragen, soviel sie wollen. Herunterkommen müssen sie, ich fühle mich für sie verantwortlich.« Ich dachte, es sei im Grund einerlei, ob die Bombe unterm Dach oder im Keller treffe; aber das sagte ich nicht. Das dumpfe Rauschen der Todesmaschinen jagte ununterbrochen über uns hin, es waren offenbar sehr viele, und sie flogen sehr tief. Dr. Horstmar erzählte Jagdgeschichten, er war ein eifriger

Jäger ... Dann kam etwas Entsetzliches. Unbeschreibliches; ein langgezogenes, zischendes Pfeifen. – Das ist das Zeichen: Im nächsten Augenblick werden wir tot oder zerfleischt oder doch noch lebend sein ... Ein Krachen wie Weltuntergang – das war ein sogenannter Bombenteppich. Das elektrische Licht ging aus, es wurde dunkel; stillschweigend wurde eine mitgebrachte Kerze entzündet. Wenn man den Krach hört, ist man gerettet, aber nur für einen Augenblick ... Ich bilde mir ein, mir wäre wohlher draußen in freier Luft im Walde, der gar nicht weit entfernt ist; aber ich weiß wohl, man hat es mir oft auseinandergesetzt, dass ein Keller der bessere Schutz ist. Wenn nur das fürchterliche, an den Nerven zerreißende Getöse der Flieger eine Minute, einen Augenblick aufhörte! Endlich, endlich wird es schwächer, hört es ganz auf. Sollte es vorüber sein?

Für die widerständige Geistesaristokratin gab es seit Hitlers Machtantritt 1933 nur ein Ziel, das sie nicht müde wurde, in aller Deutlichkeit zu formulieren: ihn zu überleben. Nichts als »Grauen und Ekel« empfand sie vor seinem »Morast«. Als er weg war, lagen nicht nur ihre geliebten deutschen Städte in Schutt und Asche, mehr noch: »Indem ich ›Deutschland‹ schreibe, kommt es mir sonderbar vor, denn das gibt es auch nicht mehr.« Und jetzt? Wie weiter? Ricarda Huch hätte der Erschöpfung nachgeben können, die sie am Ausgang des Krieges empfand. Seelisch und körperlich spürbar angegriffen, wog sie zu dem Zeitpunkt keine fünfzig Kilo mehr. Doch sie wollte kämpfen, um ihr nicht mehr existentes Land.

Ab dem 1. April 1945 hatten amerikanische Streitkräfte Thüringen besetzt. Im Zuge alliierter Abkommen wurde das Land am 2. Juli jedoch in die Sowjetische Besatzungszone eingegliedert und unterstand damit dem sowjetischen Militär. Wie folgenschwer diese historische Entscheidung war, konnte im unmittelbaren Nachkriegschaos niemand ermessen. Hunger und Tote, Warten auf die Heimkehrer, Entrümmerung, Angst vor Plünderung und Gewalt gehörten zum Alltag. Doch so wirr die Monate nach Kriegsende auch waren, sie rochen nach Neuanfang. Die sowjetischen Kulturoffiziere, die im Sommer 1945 im Philosophenweg vorfuhren, wussten um Ricarda

Huchs Integrität. Ihr Ruf als renommierte »Königin der inneren Emigration« war über jeden Zweifel erhaben. Schon aus diesem Grund wollte die neue Macht sie als politische Stimme des Aufbruchs. Die Grande Dame der deutschen Literatur ließ sich rufen, genoss fortan ihre beinahe kultische Verehrung – als Ehrenvorsitzende des neu gegründeten »Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands« in Thüringen, als Alterspräsidentin im Thüringischen Landtag, als Teilnehmerin eines wöchentlichen Arbeitskreises, der über die Geschicke der Stadt zu entscheiden hatte. In diesem Moment brauchte man ihr historisches Maß, ihren durch und durch liberalen Geist. Sie galt als Inbegriff des Zivilen und hatte Weitblick genug, gerade jetzt, angesichts der Katastrophe, für das Jetzt zu plädieren, für das Gegenwärtige, für privates wie politisches Zusammenstehen. Genau das machte die sprachmächtige Goethe-nerin in diesen haltlosen Zeiten für viele zur unersetzlichen Stimme.

»Ich bin jetzt in der Mode«, fiel ihr dazu ein. Kurz darauf schrieb sie: »Ich bin jetzt prominent, und das ist sehr zeitraubend. Ich bekomme fortwährend offizielle Besuche und offizielle Briefe, soll für die Studenten, oder für die Frauen, oder für die Wähler, oder für die Evakuierten ermunternde Aufrufe verfassen, tue es zwar nicht, muss aber erklären, warum ich es nicht tue.« Aber natürlich verfasste sie Aufrufe. Einer erschien am 25. Mai 1946 unter dem Titel »Für die Märtyrer der Freiheit« in den »Hessischen Nachrichten«. Hinter ihm stand das Mammutvorhaben, in drei Bänden »Bilder deutscher Widerstandskämpfer« zu entwerfen – biografische Skizzen über die Mitglieder der Weißen Rose, die Frauen und Männer des 20. Juli und die Rote Kapelle. Als Patriotin ging es Ricarda Huch zuerst um Katharsis, aber auch darum, den Deutschen mehr Mitgefühl für die Opfer abzuverlangen. Es ging darum, »das Gedächtnis der Toten sicherzustellen«. Und: Es ging um Hoffnung.

»Wie wir der Luft bedürfen, um zu atmen, des Lichtes, um zu sehen, so bedürfen wir edler Menschen, um zu leben ... Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, Lebensbilder dieser für uns Gestorbenen aufzuzeichnen und in einem Gedenkbuch zu sammeln, damit das



deutsche Volk daran einen Schatz besitze, der es mitten im Elend noch reich macht.« Der Schatz des Widerstands, der in Deutschland der Garant für den Ausschluss aus der deutschen Schweige-gesellschaft bedeutete? War so eine Arbeit nicht prädestiniert dafür, zur absoluten Zerreißprobe zu werden? War ihr klar, worauf sie sich eingelassen hatte? Es musste ihr egal sein. Als Schriftstellerin blieb sie allein ihrem Lebenstakt verpflichtet, und der hieß Haltung, Freiheit, Zivilcourage. Eine Art innerer Order, bei der sie unbeirrt blieb, trotz all der Denunziationen bis hin zur Todesdrohung, die sie aus Ost wie West seit dem Aufruf erreichte. »Sie wollen nun Mörder verherrlichen, Helden in den Schmutz ziehen. Mord ist Mord«, schrieb man ihr. Sie las die Angriffe, las sie noch einmal und steckte sie wortlos weg.

Das schwarze Auto, das am 3. Oktober 1947 vor dem Philosophenweg 72 stand, um Ricarda Huch abzuholen, musste lange warten, ehe es sich endlich in Bewegung setzen konnte. Ein großer Abschied braucht viele Blicke. Elf Jahre sind ein ganzes Seelenge-webe. Was gehört ihm an? In jedem Fall auch die mühseligen Reisen quer durch das kaputte Deutschland, die sie trotz Häme und Beschimpfung seit Sommer 1946 unternahm. In Berlin sprach sie lange mit den Witwen der Widerstandskämpfer, las letzte Briefe, Anklageschriften, Zeitungsberichte, recherchierte, schrieb Hunderte Briefe. Das Material türmte sich, doch es versperrte sich jeder Form. Der Schmerz der Hinterbliebenen war zu nah, das Trauma bohrte, Misstrauen und Ängste torpedierten das Projekt. Es stockte. »Ich leide unter diesem Buche, je mehr ich daran arbeite.«

Aber noch ein anderes Leid kam dazu: Stand Ricarda Huch der neuen Macht in der Sowjetischen Besatzungszone anfangs loyal, ja im Grunde vorbehaltlos gegenüber, mehrte sich ihre Skepsis nach und nach, bis sie zur energischen Ablehnung wurde. Anderthalb Jahre hatte man die Höchstintegre im Osten gut brauchen können und in exponierte Stellung gebracht. Anderthalb Jahre war sie durch Thüringen getourt, hatte allerorten von demokratischem Aufbruch, dem einigen Deutschland und kulturellem Neuanfang gesprochen. Das Publikum schätzte diesen Ton. Erhaben, direkt und zugewandt

sprach aus dieser Frau eine ganze Welt, zu einem Zeitpunkt, als die Welt zersplittert lag. Ein solcher Ton gab Halt.

Doch spätestens ab Mitte 1946 wurde der Machtpoker aus Drohung und Lockung ausgespielt, dem sie bereits unter Hitler ausgesetzt gewesen war: Mehr und mehr wurde sie zensiert, ihre »Urphänomene« erschienen ohne das Kapitel »Freiheit«, bereits zugesagte Ausreisegenehmigungen wurden ihr wieder entzogen. Der Druck auf sie nahm zu. Im August 1946 schrieb sie in einem Brief, dass sie »tief bestürzt von der Verschleppung unschuldiger junger Menschen« erfahren habe. Im Juli 1947 hieß es dann: »Wie unendlich schwer alles in diesem Sklavenlande ist. Man ist ebenso gefesselt, wie man die zwölf Jahre vorher war. Das Hoffnungslose und wahrhaft Verzweifelte unserer Lage ist manchmal sehr deprimierend.«

Wieder ein Alltag aus Angst, Gängelei und Schikane? Noch einmal innere Not und Verzweiflung? Der politische Bruch war da, wenngleich sich Ricarda Huch ihm gern verwehrt hätte. Sie fühlte sich eingewachsen ins politische Herzfleisch der Stadt, hatte hier ihre Freunde, Mitstreiter, ein wirkliches Publikum, und sie war – nicht zu vergessen – mittlerweile über achtzig Jahre alt. Die gesamte Hitler-Zeit hatte sie stoisch »am Platze« ausgeharrt. Sollte sie jetzt nicht erst recht bleiben? Sie ging, ohne es ihren Freunden sagen zu können, die sie damit nur gefährdet hätte. Die Möglichkeit dazu bot eine Einladung des damaligen Kulturbund-Chefs Johannes R. Becher auf den Ersten Deutschen Schriftstellerkongress vom 4. bis 8. Oktober 1947 in Berlin, für den sie die Ehrenpräsidentschaft übernehmen sollte. Über diesen Umweg wollte sie in einem verplombten, englischen Militäruzug in den Westen gelangen.

Kein normaler Abschied also an jenem 3. Oktober 1947, sondern eine Flucht. Mit welchen Gedanken wird sie, das Widerstandsmanuskript in der Tasche, im schwarzen Horch nach Berlin unterwegs gewesen sein? In welchem Zustand eröffnete sie zwei Tage später im Berliner Hebbel-Theater, vor knapp dreihundert Schriftstellern, Verlegern und Journalisten aus allen Besatzungszonen diesen hochpolitischen Kongress? Äußerlich war ihr nichts anzumerken. Wie immer stand sie etwas zu aufrecht, mit taxierend-wissendem Blick, wie

immer sprach sie bedacht, eindringlich, souverän: »Es ist mir ein Bedürfnis, meine Freude darüber auszusprechen, dass Schriftsteller aus den westlichen Zonen so zahlreich sich eingefunden haben. Das gibt uns das Gefühl, in Deutschland zu sein, nicht nur in einem Teil von Deutschland, sondern im ganzen einigen Deutschland.« Aufbrausender Beifall, und die sehr zart wirkende Frau in schwarzer Samtjacke und Seidenbluse fuhr fort: »Die Dichter und Schriftsteller haben eine besondere Beziehung zur Einheit, und zwar durch die Sprache.« Einheit, Sprache, Nationalgefühl. Wie so oft bei Ricarda Huch war der Text universell ausgelotet und konkret zugleich.

»Ich habe jahrelang in der Schweiz gelebt und fühle mich dort wie zu Hause. Ich war mit einem Italiener verheiratet und habe gern in Italien gelebt. Alle diese Umstände haben bewirkt, dass ich ganz frei bin von einseitigem Nationalismus. Aber national fühle ich durchaus.« Die Frau am Pult betonte, dass Schriftsteller als wesentliche geistige Stimmen ihres Landes »weniger durch Schreiben tun als durch Vorleben, indem sie es verstehen, Weltbürger zu sein und in erster Linie aber doch Deutsche«. So selbstverständlich, auch selbstgewiss, das wussten alle im Saal, konnte in dem Moment nur eine reden: benennen, ohne zu polarisieren, Räume eröffnen, ohne ins Allgemeine abzudriften, umstandslos von sich sprechen. Doch war die Situation an Dramatik eigentlich noch zu übertreffen? Wer ahnte, dass da vorn eine sprach, die begrüßte, einte und zugleich auf der Flucht war? Wer konnte annehmen, dass Ricarda Huch das Konzept des deutschen Weltbürgers aufrief, um sich in ihm selbst aufzurufen, um durch ihn insgeheim die Begründung für den eigenen Weggang zu liefern?

Ricarda Huchs Rede war ein Abschied, ihr Vermächtnis und zugleich das Exposé für einen möglichen Weg der deutschen Literatur nach 1945: deutsche Einheit, Überwindung der geistigen und politischen Isolation des Landes, Annäherung zwischen innerer und äußerer Emigration. Darüber hinaus war ihr Text auch der Versuch einer Verteidigung. Denn sie hielt der propagandistischen Indiennahme, der der Kongress von Seiten der Sowjets von Anfang an ausgesetzt war, – fein austariert – ihre Art Common Sense entgegen: das

Verbindende der deutschen Wiederaufbaugesellschaft umso stärker zu betonen, je härter im Saal die Fronten standen. Ost-West, Rechts-Links: Ricarda Huch setzte sich kategorisch darüber hinweg. Denkwürdig ihre Weigerung, die Anwesenden auf den »humanistischen Friedenskampf« gegen den »westlichen Imperialismus« einzuschwören, wie es die Strippenzieher hinter den Kongresskulissen beabsichtigt hatten. Die Ehrenpräsidentin war für Propagandacoups gleich welcher Couleur partout nicht zu haben. Was sie in die Waagschale zu legen hatte, überzeugte und bestimmte fortan den Grundton des Kongresses. Doch genau dieser weitsinnige Ton wurde für den Verlauf der Tagung auch zunehmend zum Problem. Denn was für das Brückenbaupotential einer Ricarda Huch galt, musste nicht zwangsläufig für jede Rede gelten. Der Kongress litt in seiner Folge unter einem bedrückenden Sprachregelungszwang. Es tönte nur so von neuer »Menschensymphonie«, »gemeinsamer Schuld« und »Volksverbundenheit«.

Und so musste die schwärende Verbrüderungsrhetorik Ricarda Huch auch irgendwann aufs Gemüt geschlagen sein. Denn sie befand den Verlauf der Versammlung als »sehr ermüdend«: die Vielzahl der beschwörenden Reden, die endlosen Entschlüsse, Anträge, Proklamationen, Interviews, die zahllosen Gespräche am Rande, die Trinksprüche und Balalaikas. Die Debatten zogen sich hin, und der »weiße Elefant«, wie sich Ricarda Huch selbst bezeichnete, schien sichtlich erschöpft. Mit der inneren Lähmung war es jedoch schlagartig vorbei, als der siebenundzwanzigjährige amerikanische Journalist Melvin J. Lasky am vierten Tag des Kongresses umstandslos das Wort ergriff. Symbolik und Klischee des Augenblicks waren in dem Moment kaum zu überbieten: Ein junger Amerikaner stand in den Ruinen von Berlin und sprach von nichts anderem als Freiheit. »Mein Gegenstand ist der freie, unabhängige Schriftsteller und sein unablässiges Bemühen um die kulturelle Freiheit«, und er berichtete zunächst von den anhaltenden Zensurversuchen und Einschüchterungen seiner Regierung gegenüber der künstlerischen Sozialkritik im eigenen Land. Für Lasky sollte die Freiheit der Literatur etwas absolut Unhintergebares haben, ohne